

VIII. Kammergerichtsreferendar 1891-1893

Das im Referendarexamen errungene Prädikat, das mich zum kühnen Ritt nach Jena angespornt hatte, hat mir noch einmal – allerdings auch nur noch einmal – genützt. Es hat mir nämlich als einem Bremer zur Übernahme in den Kammergerichtsbezirk verholfen, die sonst nach Mitteilung des Präsidenten des Kammergerichts nicht hätte erfolgen können. Da ich in Bremen nicht die Möglichkeit gehabt hätte, meine Pläne in der Volkswirtschaftslehre weiter zu verfolgen, ist das Referendarexamen aber doch indirekt grundlegend für meine weitere Entwicklung geworden.

Ich kam als „preussischer Kammergerichtsreferendar“ zuerst nach Alt-Landsberg. Das ist ein Landstädtchen, das seinerzeit, als Eisenbahn von Berlin nach Küstrin gebaut werden sollte, eine Bittschrift bei der Regierung einreichte, seine Einwohnerschaft mit der Eisenbahn zu verschonen. Es liegt daher auch etwa 7 Kilometer von ihr entfernt, lässt dann aber Berlin schnell erreichen. Das war für mich hauptsächlich darum wichtig, weil mein Bruder im Winter seine Architektur-Studien an der Technischen Hochschule in Charlottenburg fortsetzen wollte.

Ich kam in Alt-Landsberg in eine mir völlig unbekanntere Umwelt. In einer Kleinstadt hatte ich noch nie gelebt und mit dem Gericht es noch nie zu tun gehabt. Das Städtchen zerfiel in zwei Teile: ein Wohnviertel und ein Scheunenviertel. Nur dieser zweite Teil zeigte, dass die Mehrzahl der Stadtbewohner „Ackerbürger“ waren; den Wohnhäusern konnte man das nicht ansehen oder höchstens dadurch, dass sie kein Schild hatten, das den Beruf anzeigte, wie es bei den Handwerkern der Fall war. Auch die Umgegend durchstreifte ich, teils um einen Wald für Spaziergänge ausfindig zu machen, teils um von den wirtschaftlichen Daseinsgrundlagen der Ackerbürger mir ein Bild zu verschaffen. Beides war nicht sehr erfolgreich. Denn einerseits war der Wald kümmerlich und andererseits reichten meine Kenntnisse nicht aus, aus dem, was ich sah, Schlüsse auf die landwirtschaftlichen Betriebssysteme zu ziehen. Nicht besser ging es mit der weiteren Umgebung, die noch zum grossen Amtsgerichtsbezirk gehörte. Der Schwerpunkt lag aber nicht in Alt-Landsberg sondern in Rüdersdorf, wo die Kalkberge eine industrielle Entwicklung hervorgerufen hatten, und in Hoppegarten, wo die Pferderennen bei Trainern und Jokeys, aber auch beim Publikum eine erstaunliche Fruchtbarkeit in den mannigfaltigsten Straftaten entwickelten.

Über Alt-Landsberg gewann ich mehr Aufschluss als durch meine Streifzüge durch die Besuche bei den Honoratioren des Städtchens, zu denen ausser den vier Richtern und dem Bürgermeister, der zugleich Amtsanwalt war, der Domänenpächter, der Rechtsanwalt, Arzt und Apotheker sowie der Wirt gehörten, bei dem die fünf Referendare assen. Die Gerichtstätigkeit und der blühende Klatsch hatten dann bald zur Folge, dass man über die Insassen fast jeden Hauses Bescheid wusste. Auf Grund solcher Personenkenntnis wuchs sich die Richtertätigkeit zu einer Art Beratung in schwierigen Lebenslagen aus, die Urteile zur Ausnahme, Vergleiche zur Regel machte, und in Vormundschafts- und Erbschaftssachen, manchmal auch Grundbuchsachen eine dankbar aufgenommene Beeinflussung ermöglichte. Dazu gehörten allerdings ausser Rechtskenntnis auch Menschenkenntnis; sie schien mir in diesen kleinen, übersehbaren Verhältnissen sogar das Wichtigere zu sein.

Das galt in etwas anderer Art auch von den Strafsachen. Auf der Universität waren als Strafzwecke drei gelehrt worden: Abschreckung, Gewöhnung an Arbeit und Unschädlichmachung. Das hatte mir durchaus eingeleuchtet. Aber wie sollten diese verschiedenen Zwecke mit der Freiheitsstrafe, die vom Amtsgericht allein – neben meist uneintreibbarer Geldstrafe – verhängt werden konnte und für die ihm immer nur die gleichen unzureichenden Räume zur Verfügung standen, erreicht werden? Die vorgeschriebene und verhängte Strafe schien mir in Wirklichkeit oft zwecklos zu sein. Praktisch war der Strafvollzug ebenso wichtig wie die Strafvorschrift und von ihm, sowie von der Fürsorge für entlassene Sträflinge, wusste ich so gut wie nichts. Einen besonderen Anlass, mich mit ihm zu beschäftigen bekam ich noch, als ich einmal dem Amtanwalt zu vertreten hatte. Ich beantragte gegen einen Landstreicher, der mehrfach vorbestraft war, im Gefühl, sehr streng zu sein, eine Freiheitsstrafe von neun Monaten, die auch verhängt wurde. Nach Verkündung des Urteils bat der Verurteilte, der reichlich doppelt so alt war wie ich, noch einmal dringend zu Wort und sagte dann mit wohlwollendem Lächeln zu mir gewandt: „Es ist mich nämlich ein Herzensbedürfnis, dem Herrn Amtanwalt meinen innigsten Dank zu sagen.“ Die Szene war so komisch, dass ich ein Lachen nicht unterdrücken konnte, aber ich habe mich selten so blamiert gefühlt.

Ich fing nun an, die Kriminalistische Zeitschrift von Professor v. Liszt zu studieren und habe mich ihrem Studium mit grosser Hingabe gewidmet, da die bunte Praxis immer von neuem dazu anregte. Diese Arbeit wurde aber zurückgedrängt durch eine Aufgabe anderer Art, die durch den Tod meines Vaters vererbt war. Die erwähnten Bogotaer Studien über die Welser-Züge hatte mein Vater nämlich in seinen letzten Jahren wieder aufgenommen. Er hatte das für eine Ehrenpflicht gehalten angesichts der Verunglimpfungen des deutschen Namens im Ausland. Insbesondere war das, was der Dominikaner-Mönche Las Casas, der das ganze von den Europäern in Amerika eingeschlagene Verfahren als unchristlich und unverständlich verdammt, über die Welser berichtete, im Gegensatz zu anderen Abschnitten seiner Schrift über die „Vernichtung des spanischen Indiens“, als vollgiltige Quelle angenommen worden. Dieser Darstellung standen aber andere gegenüber, die den Deutschen besser gerecht wurden. Unter ihnen hatte mein Vater den Bericht am höchsten gestellt, den Castellanos nach berühmtem spanischem Muster in über 90000 Versen erstattet hatte. Konnte er auch ästhetische Kritik nicht aushalten, so war es doch eine geschichtliche Quelle von hohem Wert. Die bisher so gut wie unbekannt geblieben war. Mein Vater hatte ihr eine eigene Studie gewidmet. Sie war im Wesentlichen abgeschlossen, während das bei der Darstellung der Welserzüge nicht der Fall war. Diese Welser-Arbeiten waren unter den hinterlassenen Schriften meines Vaters, soweit sie sich nicht auf Bremen bezogen, die wichtigsten. Mein Bruder und ich hatten schon allerlei erwogen und versucht, sie noch zu verwerten. Wir fühlten uns dazu verpflichtet. Jetzt bot sich eine Gelegenheit.

Zur Verbündnisjahrfeier der Entdeckung Amerikas wollte auch Deutschland ein Fest bereiten. Zu dem Zweck wurde in Hamburg ein Komitee unter dem Vorsitz des regierenden Bürgermeisters Petersen gebildet. Von ihm wurde ein Festzug, ein wissenschaftlicher Kongress mit Festmahl und eine Festschrift geplant. Für die Vorbereitung der Festschrift war ein Unterausschuss eingesetzt worden. Sein Vorsitzender, der Direktor der Seewarte in Hamburg, Geheimrat Neumayer, hatte in der Eröffnungssitzung, wie mir mitgeteilt wurde, ausgeführt, dass die Festschrift in erster Linie die Aufgabe haben solle, „den Anteil deutscher Nation an der Entdeckung Amerikas zu beleuchten“. Er hatte besonders auf die

„Stellung Augsburgs und Nürnbergs zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse und der Handelssphäre“ aufmerksam gemacht, ohne zu wissen, dass mein Vater sich mit solchen Arbeiten eingehend befasst hatte. Ich machte Neumayer auf diese Arbeiten aufmerksam, die schilderten, wie ein grosser Teil Südamerikas einem deutschen Kaufmannshaus zum Lehen übergeben sei und wie deutsche Unternehmungslust die abenteuerlichsten Entdeckungs- und Eroberungsfahrten, wenn auch nur mit vorübergehendem Erfolg, ausgeführt haben. Mein Vater sei bemüht gewesen, aus unbekanntem spanischen Quellen die merkwürdigsten Ereignisse darzustellen. Diese Arbeit sei allerdings nicht vollendet; Neumayer ging auf diese Anregung mit Begeisterung ein. Da sich eine geeignete Kraft für die Vollendung nicht finden liess, empfand ich es als Pflicht, mich an diese Aufgabe zu wagen. Ich tat es mit Zagen, aber sagte mir, dass die eigentliche Forscherarbeit bereits von meinem Vater getan sei und vieles auch schon in endgültiger Fassung vorliege. Das galt vor allem von der Arbeit über Castellano. Darum hätte ich es am liebsten gesehen, wenn die Veröffentlichung auf diese Arbeit beschränkt worden wäre; das wollte aber Neumayer nicht. Auf meine Bedenken erhielt ich zur Antwort, der Wert im ganzen sei so gross, dass man Unvollkommenheit mit in Kauf nehmen müsse; Neumayer vertrat sogar die Ansicht, dass die Welser-Arbeit trotz ihres fragmentarischen Charakters der wertvollste Beitrag der Festschrift sei. Auch meiner Bitte, die Welser-Noten ganz fortzulassen, wurde nicht entsprochen. Sie bildeten die grösste Schwierigkeit, weil in ihnen viel Spanisch vorkam. Neumayer schrieb, es solle durch Zuziehung einer spanischen Kraft Abhilfe geschaffen werden. So ging ich denn an die Arbeit, die in wenigen Monaten geleistet werden musste, wenn der Druck rechtzeitig fertig werden sollte. Da ich als Referendar ziemlich abgearbeitet war, gelang es mir, für vier Wochen Urlaub zu erhalten. So konnte ich den schwierigen Anfang besser überwinden. Aber das Gefühl der Unzulänglichkeit habe ich nie überwunden; ihm stand nur die Erwägung gegenüber, dass eine Veröffentlichung überhaupt ausgeschlossen sein würde, wenn diese Gelegenheit nicht ausgenützt würde.

Über der ganzen Veranstaltung schwebte aber ein unglücklicher Stern. Denn in Hamburg brach die furchtbare Cholera Epidemie aus, sodass die für den 12. Oktober 1892 geplante grosse Feier überhaupt nicht stattfinden konnte. Das übte einen lähmenden Einfluss auch auf die weiteren Pläne aus und verschärfte den von Anfang an bestehenden Gegensatz zwischen dem Vorsitzenden des Unterausschusses und seinem Geschäftsführer, der zugleich Verleger der Festschrift war. Dieser Streit drehte sich um die Frage, ob denn die Welserzüge überhaupt ein Ruhm der Deutschen wären. Wer nur den Erfolg betrachtet, wozu der Kaufmann geneigt ist, verneint diese Frage. Denn die Züge nahmen ein trauriges Ende. Wer aber den weiten Blick der Pläne, die Energie und Kühnheit ihrer Ausführung berücksichtigt, der muss diese Frage bejahen. Dieser Standpunkt drang durch. Aber auf die Veröffentlichung wirkte die Cholera arg ein. Die zugesicherte spanische Hilfe fiel wegen Krankheit aus. Als die Cholera überwunden war, fehlte es an Stimmung, die Feier noch zu veranstalten; man beschränkte sich auf die Herausgabe der Festschrift, leider auch jetzt nicht, wie ich es wünschte, auf die Herausgabe der Castelanos-Arbeit.

Konnte auch am 12. Oktober 1892 die geplante Hauptfeier in Deutschland nicht stattfinden, so empfand ich doch das Bedürfnis, diesen Tag zu feiern, hatte ich doch fast die Hälfte meiner 24 Lebensjahre in Amerika zugebracht. Ich ging deshalb in die Berliner Urania, in der „eine Fahrt nach Amerika 1492 und 1892“ angekündigt war. Und ich war nicht enttäuscht. Die Fahrt des Kolumbus bildete

nur einen Vortakt. Die Hauptsache war eine Fahrt mit dem Dampfer des Norddeutschen Lloyd vom Dock in Nordenham bis in das Dock in Hoboken. Alles, insbesondere die Einfahrt in den Hafen von New York, vorbei an Staaten Island, an stattlichen Dampfern und Seglern, schnellen Tug und Ferrybooten, bis zum Willkommens-Marsch der Bord-Kapelle beim Anlegen, war so naturgetreu, dass ich mich in meine Kindheit zurückversetzt fühlte. Nie war mir die Bedeutung Amerikas für mein Leben so vor die Seele geführt worden. Ich ahnte nicht, dass ich diese Fahrt im nächsten Jahr selbst erleben würde.

Auch die Festschrift hatte für mich noch einen Nachklang. Ich bekam nach ihrem um ein volles Jahr verzögerten Erscheinen mit Dankesworten Neumayers ein Honorar zugeschickt, das die Kosten meiner Referendarzeit in Alt-Landsberg deckte und finanzielle Sorge für einige Zeit beseitigte. Das freute mich ebenso wie seinerzeit die eigene Tragung der Kosten des Doktorexamens. Den eigentlichen Abschluss aber bildete der Weihnachtsabend, an dem meine Mutter mit der Festschrift und einer Atrappe, die das Honorar enthielt, überrascht wurde.

Inzwischen hatte meine Tätigkeit in Alt-Landsberg ihren Abschluss erreicht. Ich war an das Landgericht in Berlin versetzt worden. Das hatte für mich zunächst die Folge, dass ich mit meinem Bruder wieder zusammen war wie einst in München. Freilich waren wir auch im Winter nicht völlig getrennt gewesen. Mein Bruder studierte in Berlin, und ich feierte regelmässig das Wochenende durch einen Besuch bei ihm. Alles, was die Woche an Arbeit, Freude und Sorge gebracht hatte, teilten wir miteinander, und der Höhepunkt bildete jedes Mal die Besichtigung der Entwürfe und Zeichnungen meines Bruders und das systematische Aufsuchen fast aller bemerkenswerten neuzeitlichen Bauten Berlins auf unseren Sonntagsspaziergängen. Jetzt aber zogen wir ganz zusammen und, wenn wir auch beide stark beschäftigt waren, so kam doch der gemeinsame Verkehr mit alten Freunden wieder zu seinem Recht.

Am Landgericht war ich zunächst der Strafkammer und dem Untersuchungsrichter zugeteilt worden, sodass von selbst meine kriminalistischen Studien wieder in den Vordergrund rückten. Im Grunde aber handelte es sich nun um etwas anderes als in Alt-Landsberg. Jede Verbindung mit der Bevölkerung fehlte jetzt; die Straftaten traten in viel stärkerer Isolierung in die Erscheinung; das Gericht bestand nicht aus einem Einzelrichter, sondern einem Kollegium, an dessen Vorsitzenden in Berlin hohe Anforderungen gestellt wurden. Ich hatte das Glück, unter zwei Landsgerichtsdirektoren zu arbeiten, die ihre Aufgaben in ungewöhnlichem Masse meisterten; besonders einem habe ich bis heute Bewunderung bewahrt. Die Tätigkeit beim Untersuchungsrichter zeichneten sich mehr durch ihre Eigenart aus. Sie wurde nämlich, unter einem einzigen Richter, im Wesentlichen von Referendaren ausgeübt. Schon nach wenigen Tagen hatte man die Vernehmungen selbständig vorzunehmen. Nur wenn sich besondere Zweifelsfragen ergaben, wurde der Richter um Rat angegangen. Es war ein Grossbetrieb im ausgesprochenen Sinne des Wortes. Ich verstand, zuerst gar nicht, wie es funktionieren konnte. Bald entdeckte ich, dass des Rätsels Lösung die Kriminalpolizei war. Sie hatte eine Reihe von Kommissaren, die hervorragende Sachverständige des Berliner Verbrechertums waren. Sie kannten ihre Leute oft so genau, dass sie einfach nach dem äusseren Befund diejenigen mit Namen nennen konnten, welche als Täter in Frage kamen. Besonders der Beste unter ihnen, mit Namen Braun, hat mir durch seine erstaunliche Kombinationskraft, ruhige Besonnenheit und mutige Entschlossenheit einen grossen

Eindruck gemacht. Die blosse Existenz solcher Männer bedeutete einen Schutz, der durch nichts zu ersetzen ist.

Es war mir anfangs etwas merkwürdig zu Sinn, wenn ich in meinem kleinen Zimmer mit einem grossen Gauner oder einer gerissenen Dirne die heikelsten und oft geheimsten Dinge verhandeln musste. Schon diese Menschen zu verstehen, war oft nicht einfach; sie sprachen nicht nur ein Berlinisch, wie ich es in solcher Vollendung noch nicht kannte, sondern hatten auch ihre eigene Berufssprache. Wirklich interessant war von den fünf Mordsachen nur der Fall Wernicke. Eine Schar von etwa sechs Kindern hatte verabredet, ihrem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Sie gingen zu diesem Zweck zum Landwehrkanal und beschlossen dort mit dem sechsjährigen Jüngsten den Anfang zu machen. Die Älteste im Alter von elf Jahren warf demgemäss den Kleinen in die Fluten. Als er schreiend im Wasser verschwand ergriffen alle verstört die Flucht. Die Rädelsführerin hatte sich wegen Mordes vor Gericht zu verantworten. Der Vorsitzende verstand es, die kleine Schar zum Sprechen darüber zu bringen, warum sie den Entschluss gefasst hätten, gemeinsam zu sterben. Ein Grosstadtbild traurigster Art enthüllte sich. Nicht nur alle Zeitungen bemächtigten sich der Sache; auch in Zeitschriften wurde der Fall behandelt. Die Wohnungsfrage erhielt ein grelles Schlaglicht.

Psychologisch noch interessanter war eine andere Verhandlung. Ein nicht einmal besonders hübsches junges Mädchen hatte sich mit erstaunlichem Erfolg als Hochstaplerin grossen Stils betätigt. Sie hatte es, völlig unbemittelt, mit blosser Volksschulbildung und im Alter von (so viel ich mich erinnere) noch nicht 18 Jahren verstanden, sich die Türen vornehmer Salons in Berlin zu erschliessen und lebte einige Monate in Saus und Braus. Voll Stolz über ihre Erfolge trat sie vor das Gericht und die lange Zwiesprache, die sich zwischen dem glänzenden Landgerichtsdirektor und der erstaunlich schlagfertigen Angeklagten ergab, war spannender als irgend ein Roman. Eine sehr frühe und fast ausschliessliche Roman-Lektüre hatte Phantasie und Abenteuerlust einseitig entwickelt und ein eigentümliches Bild von der Welt entstehen lassen; nicht nur die Denkweise, auch Sprechweise war durch und durch romanhaft. Auch hier zeigte die Presse ein starkes Interesse, aber sie vermochte nicht die kaleidoskopische Fülle der Bilder so wirksam und stilvoll einzufangen, wie es dem Richter gelang.

Am meisten Aufsehen aber machte der grosse Prozess gegen den Inhaber des Bankhauses Wolff, Leipziger und Co. Er wurde zum Anlass, das Depotgesetz zu erlassen, und gewann für mich dadurch besondere Bedeutung, dass ich, wie in anderen Fällen, den Auftrag erhielt, das Urteil zu entwerfen. Der Geheime Kommerzienrat Wolff, der Chef des Bankhauses, hatte eine lange Reihe von Rechtsanwälten mit bekannten Namen aufgeboden. Als Fritz Friedmann sein Plaidoyer begann, sagte mir der Vorsitzende: „Jetzt stecken Sie Watte in Ihre Ohren!“ Während der mehrtägigen Verhandlung hatte dieser damals gesuchteste Verteidiger einen schläfrigen Eindruck gemacht. Schläfrig begann er auch seine über mehrere Stunden sich ausdehnende Verteidigungsrede; aber dann kam er langsam in Zug. Es zeigte sich, dass er der Verhandlung in Wirklichkeit mit grösster Aufmerksamkeit gefolgt war; der Vorsitzende hatte schon Grund für seine Warnung gehabt; es war eine advokatorische Leistung von nicht zu überbietender Gewandheit. Für mich war dieser Prozess nicht nur als Juristen, sondern auch als angehender Volkswirt lehrreich. Bei späteren Arbeiten habe ich oft an ihn zurückgedacht.

Bei diesem Prozess, wie auch anderen, an denen ich unmittelbar beteiligt war, habe ich die Berichte in den Zeitungen, die bisweilen Seiten füllten, mit der wirklichen Verhandlung verglichen. Ich kam zu dem Ergebnis, dass sie in keinem Fall ein richtiges Urteil über die Straftat und die Verhandlung ermöglichten. Ich habe mich daher später selten zum Lesen solcher Berichte entschliessen können und hielt es für einen Fortschritt, als sie mehr und mehr aus den deutschen Zeitungen verschwanden.

Der richterlichen Behandlung der Strafsachen schloss sich endlich die klägerische an. Ich hatte wieder das Glück, bei einem hervorragenden Staatsanwalt tätig zu sein, mit dem ich später noch manchmal zusammengetroffen bin. Nicht so gut wie das Persönliche sagte mir das Sachliche zu. Die allseitige Würdigung einer Straftat, wie sie von einem Richter verlangt wird, schien mir höher zu stehen, als die anklägerische Einstellung des Staatsanwalts. Es gab daher auch bei den vielen grossen Sachen, die zu bearbeiten waren, manche Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Vorgesetzten und mir. Sie erschütterten aber nicht, sie verstärkten eher das Vertrauen. Das führte schliesslich dazu, dass ich für 1-2 Wochen von allen anderen amtlichen Verpflichtungen befreit wurde, um über ein Aktenbündel, um das alle in weitem Bogen herumgingen, ein Gutachten, wie es weiter behandelt werden sollte, abzugeben. Es war die schwierigste Arbeit, die ich als Referendar gemacht habe. Fast alle Psychiater mit bekannteren Namen hatten sich mit dem sehr verwickelten Fall befasst. Seine weitere Verfolgung kam mir wenig aussichtsreich vor, aber ich kam zu einem anderen Ergebnis als die Richter, die in der Sache bisher gearbeitet hatten. Was daraus geworden ist, habe ich nicht mehr erfahren. Wahrscheinlich hat das stille Aktendasein eine Verlängerung gefunden.

Obwohl ich bei der Bearbeitung von Strafsachen viel Ungewöhnliches kennen gelernt habe, hat mir die manchmal psychologisch, selten juristisch interessante Arbeit nicht wohl getan. Sich Monate lang von früh bis spät mit den düstersten Seiten des Lebens ohne Aussicht, irgend etwas bessern zu können, zu beschäftigen, war nicht nach meinem Geschmack; es beeinflusste auf die Dauer stark die Stimmung. Man konnte der Fülle der hässlichen Eindrücke nichts von gleichem Gewicht gegenüberstellen. Ohne es zu merken, verdüsterte sich das Weltbild.

Von der Strafkammer kam ich zur Zivilkammer und zwar zu einer Kammer, die als „Schreckenskammer“ verschrien war. Hatte sich die Grosstadt bei Strafsachen in ungewöhnlicher Qualität geltend gemacht, so tat sie es hier in ungewöhnlicher Quantität. In jeder der drei Sitzungen, die in der Woche abgehalten wurden, standen etwa 30 verschiedene Sachen an. Bei solcher Menge konnte natürlich von mündlicher Verhandlung, wie sie im Gesetz vorgeschrieben war, nicht die Rede sein; es wurden einfach die Schriftsätze von allen Seiten „als vorgetragen angenommen“ und Anträge gestellt. Der Referendar hatte nur als Gerichtsschreiber tätig zu sein, was aber darum nicht einfach war, weil die Prozesse oft in schneller Folge und ausser der Reihenfolge erledigt wurden. Der Referendar wusste meist garnicht, um was es sich handelte, da er die Akten nicht vorher in die Hand bekam. Er hatte viele Urteile zu schreiben, aber selten gab es Begründungen, bei deren Abfassung es auf Rechtskenntnisse ankam. Der Ehrgeiz des Landgerichtsdirektors war hier auf schnelle, sogar in meiner Kammer auf möglichst schnelle Erledigung gerichtet. Ich staunte, was in dieser Hinsicht geleistet wurde, und wie doch alles, trotz grosser Schnelligkeit, fast immer glatt funktionierte. Als Jurist habe ich in der Zivilkammer herzlich wenig gelernt. Nicht viel besser war es zu gleicher Zeit in der Kammer für Handelssachen, an der ebenfalls zu arbeiten mein Wunsch war. Weil der Direktor erkrankt war und der juristische Beisitzer in kaufmänni-

schen Dingen sich nicht zurecht fand, sprang der kaufmännische Beisitzer ein, der Mitglied der Ältesten der Kaufmannschaft, der jetzigen Handelskammer, war. Von seiner klugen und sicheren Art habe ich viel gelernt, z.B. in der Beurteilung von Bilanzen.

Weitaus am Lehrreichsten war aber, was Zivilsachen anlangt, meine Tätigkeit beim Rechtsanwalt. Ich glaube, dass sich das daraus erklärt, dass man bei ihm noch die unmittelbare Verbindung der Rechtssachen mit dem praktischen Leben sieht. Allerdings spricht auch mit, dass mir die Vertretung eines Rechtsanwalts für ein paar Wochen übertragen wurde. Das war ein leichtsinniger Akt. Denn die Praxis des Rechtsanwalts war gross und wies viele schwierige Sachen auf. Mehrfach, wenn eine schnelle Entscheidung nötig war, empfand ich meine Lage, so sehr ich mich auch der Selbständigkeit freute, als ungemütlich. Ich war froh, als der Rechtsanwalt mich nach seiner Rückkehr von der Vertretung entband und sogar seine Zufriedenheit mit meiner Wirksamkeit aussprach. Der Sohn des Justizrats wurde später mein lieber Schüler.

Zugleich mit Beendigung meiner Tätigkeit, die mir zeigte, dass ich als Rechtsanwalt nie wahre Befriedigung finden würde, wurden mir 250 Mark ausgezahlt. Das war die erste grössere Summe, die ich mit meinem Brotstudium verdient habe; und es sollte die letzte sein. Mit dieser selbständigen Vertretung eines Rechtsanwalts hatte meine Referendarstätigkeit und Juristenlaufbahn ihr vorzeitiges Ende gefunden. Neue Aufgaben traten an mich heran.

Schon während der Berliner Studienzeit hatte ich die Volkswirtschaftslehre nicht aus den Augen verloren. Ich wurde alsbald ein Mitglied des Staatswissenschaftlichen Seminars geworden. Von seinen beiden Leitern – Adolf Wagner und Gustav Schmoller – hielt in jedem Semester nur einer Übungen. Schmoller, bei dem ich gleich im Wintersemester war, wechselte wöchentlich ab zwischen Lektüre von Zunfturkunden und Verträgen von Mitgliedern über die verschiedenartigen Themata, an die sich selten, da sie meist geschichtlich waren, eine Diskussion, regelmässig aber eine interessante Schlussbetrachtung Schmollers anknüpfte. Ich begriff anfangs nicht recht, warum auf das Unkundige Lesen so viel Zeit verwendet wurde, doch wurde mir der Zusammenhang klar. Die deutsche Geschichtsschreibung war auf den politischen Akten der Archive aufgebaut; wirtschaftliche Akten waren dort nur spärlich vorhanden und interessierten den Historiker auch nicht. Bei Ranke fanden wirtschaftliche und soziale Entwicklungen kaum Berücksichtigung; und auch bei Droysen spielten sie keine Rolle. Es war daher eine Aufgabe der Zeit, das Versäumte nachzuholen. Das führte zunächst zu einer Verselbständigung der wirtschaftsgeschichtlichen Studien; doch das Ziel musste sein, ihre Ergebnisse in die allgemeine Geschichte mit aufzunehmen.

Zu dieser wissenschaftlichen Aufgabe, die Schmoller aufgegriffen hatte, kam eine praktische hinzu. Sie hat Professor Knapp mit den Worten gekennzeichnet: „Es muss Gelehrte geben, die den Leitern unseres Staates den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge nachweisen, damit sie, die praktischen Politiker, die Beamten, nicht von den landläufigen Meinungen fortgerissen, damit sie nicht vom einseitigen Klasseninteresse überwältigt werden“. Das hiess: die preussische Wirtschaftsgeschichte musste als wichtige Vorstufe der Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches aufgeklärt werden. Für diese Aufgabe war Schmoller, der Schwabe, der auf dem Katheder die Schwierigkeit, sich für norddeutsche Ohren verständlich zu machen, nie ganz überwunden hat, vor wenigen Jahren nach Berlin gekommen. In

ihr wurzelte sein Hauptinteresse. Das war für mich ein ähnlicher Glücksfall, wie sich in Wien ergeben hatte. Als Bremer wusste ich nämlich von Preussen nicht sehr viel mehr als von Oesterreich-Ungarn. Ich empfand daher ein starkes Bedürfnis, mich nach der preussischen Seite zu vervollkommen. Dazu bot Schmoller die beste Gelegenheit. Denn er las „Preussische Wirtschafts-Verwaltung und Verfassungsgeschichte“, seine am meisten gerühmte Vorlesung. Das war gerade das, was ich mir wünschte. In grossen Strichen zeichnete Schmoller ein Bild von der preussischen Entwicklung und entfaltete dabei seine glänzende Porträtierkunst. Dabei lernte man seine Persönlichkeit gut kennen. Der feinsinnige Gelehrte offenbarte sich als glühender Patriot und eifriger Sozialpolitiker, zugleich aber auch als bewusster Binnenländer.

Auch für mein Fachstudium wurde Schmoller von grossem Einfluss. Durch Philippovich war ich für die Volkswirtschaftslehre gewonnen worden. In München und Wien hatten mich einzelne Wirtschaftsprobleme gefesselt. Schon dort hatte meine Gläubigkeit für die Dogmen der „klassischen“ Schule Erschütterungen erlitten. Aber erst in Berlin trat die Frage der Methode richtig an mich heran. Im Seminar Schmollers ist mir klar geworden, dass stets festzustellen ist, ob die Tatsachen des Wirtschaftslebens auch noch ausreichend denen entsprechen, aus denen jene alten Lehren abgeleitet worden sind. Ein blosses Sammeln von Tatsachenmaterial genügte nicht; aus ihm mussten auch methodische Folgerungen gezogen werden. Wie das zu geschehen habe, blieb jedoch dunkel; neue Lehren wurden fast als natürliche Nebenfrüchte geschichtlicher Studien betrachtet. Ich spürte nicht, wie aus dem Lesen von Zunfturkunden ein Reifen allgemeiner Lehren von selbst hervorwuchs. Das beunruhigte mich; denn den Grund dieses Versagens suchte ich in mir. Erst sehr viel später, als ich mit Knapp und seinen Werken bekannt wurde, wurde es mir klar, dass es darauf ankomme, aus den Tatsachen Kausalzusammenhänge abzuleiten und das Typische ausfindig zu machen, also Erkenntnisse zu gewinnen und sich weder mit Fortstellung von Tatsachen noch mit der Aufstellung von Idealen für das wirtschaftliche Handeln zu begnügen.

Knapp ist es gewesen, der meinem volkswirtschaftlichem Denken zuerst zu Klarheit verhalf. Vor allem waren seine Worte wirksam, es handle sich nicht mehr darum, „mit aller Gewalt Naturgesetze zu finden“, sondern „Anschauungen zu gewinnen, aus deren Vergleich man die Eigentümlichkeit und den Entwicklungsgang des behandelten Stoffes kennen lernt“, und was die Wirtschaftsgeschichte angeht, so meinte er: gebt ihr „den ihr angemessenen Stil, dann wird man ihr ein bescheidenes Plätzlein gönnen“.

An dieser meiner Klärung ist auch Adolf Wagner beteiligt gewesen. Seine Persönlichkeit bildete einen Gegensatz zu der Schmollers. Hatte dieser etwas von einem Hofmann an sich, so Wagner etwas Naturburschenhaftes. Er liebte den Kampf. Nicht Preussen, sondern Deutschland war es, für das er kämpfte; Deutschlands Stellung in der Welt bildete für ihn der Kern des nationalen Gedankens und die Eingliederung der Arbeiterschaft in die deutsche Volksgemeinschaft die Aufgabe der Sozialpolitik. Was die Volkswirtschaftslehre anlangt, so hielt er es vor allem für nötig, ihre Dogmatik den Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen; in der Geschichte sah er nur eine Hilfswissenschaft.

Das Seminar Wagners war von dem Schmollerschen grundverschieden. Hier gab es in jeder Sitzung einen Mitglieder-Vortrag, und jeder Vortrag hatte dasselbe Schicksal. Sobald in ihm etwas vorkam, das den Leiter zum Widerspruch reizte, wurde der Vortragende unterbrochen und, wenn er

einigermaßen fest im Sattel sass, entwickelte sich dann zwischen beiden eine lebhaftere Auseinandersetzung, die manchmal auch ansteckend auf die zuhörenden Mitglieder wirkte. So erging es auch mir. Ich hielt einen Vortrag über „Lagerhäuser und Warrents und ihre Bedeutung für den Getreidehandel“. Wie ich zu diesem Thema gekommen bin, weiss ich nicht mehr; wahrscheinlich war es eine Nachfrucht meiner ungarischen Studien. Heute aber sehe ich – es wird hier noch dargelegt werden – welche Bedeutung dieser Vortrag für mein Leben gehabt hat. Die bei meinem Vortrag bald einsetzende Debatte war für mich sehr förderlich. Es wurde mit Energie in die Problematik meines Themas eingedrungen. Für die übrigen Seminarmitglieder hatte dieses temperamentvolle Verfahren allerdings auch Schattenseiten. Die Mitglieder mussten sich meist mit dem Torso eines Vortrages begnügen. Trotzdem wirkte das Ganze anregend und jedes Mitglied lernte den Leiter nicht nur gründlich kennen, sondern auch lieben. Dazu trug viel bei, dass er stets an der Seminarkneipe teilnahm; erst dort zeigte er sich als richtiger „Landsknecht des Geistes“, der wacker gegen alles zu Felde zog, was ihm zuwider war. Insbesondere diese Nachsitzung, die mir manchmal wichtiger als das Seminar erschien, ist mir später in meiner Bonner Professorentätigkeit Vorbild gewesen.

Adolf Wagner war Professor in Dorpat gewesen und hatte sich als solcher mit russischen Währungsfragen eingehend beschäftigt; aber auch er war Binnenländer. War er auch in der ausländischen Fachliteratur beschlagen, so wusste er doch vom Ausland selbst nur wenig. Aber die Problematik der ganzen Wirtschaftswissenschaft lernte man bei ihm kennen und ein Vorbild, wie man sich charakterlich zu ihr stellen habe. Es war für den Anfänger nicht leicht, sich in den oft leidenschaftlichen Auseinandersetzungen zurecht zu finden, aber er gewann doch einen Überblick. Lernte man bei Schmoller ein Gebiet kennen, das zum grossen Teil erst erschlossen wurde, so gewann man hier bisweilen ein Gefühl der Überreife.

So sehr ich auch meine beiden Hauptlehrer verehrte, ich kam doch zum Ergebnis, dass die Auffassungen beider von der Volkswirtschaftslehre für mich nicht das Richtige waren. Schmoller hat die Geschichtsschreibung gleichsam um ein Kapitel bereichert und ist zum Preussischen Historiographen ernannt worden; Wagner hat in Berlin für den Reichstag kandidiert und sich in feurigem Eifer, wie kaum ein Anderer, mit Freibünlern und Sozialisten herumgeschlagen. Eine Verbindung der Volkswirtschaftslehre weder mit der Geschichte noch mit der Politik kam für mich in Frage. Ich war hungrig, die tatsächliche Wirtschaft, die sich im Zeitalter der Dampfschiffahrt, der Eisenbahn und Telegraphie zur Weltwirtschaft geweitet hatte, kennen zu lernen; ich verkannte nicht, dass es eine Lücke war, dass die Geschichtswissenschaft die Wirtschaftsentwicklung bisher fast ignoriert, und auch nicht, dass es wünschenswert sei, dass ein Politiker mit Wirtschaftswissenschaft gründlich vertraut sei, aber meine Lebensaufgabe suchte ich in anderer Richtung. Mir schien es ein Bedürfnis der Zeit zu sein, die Volkswirtschaftslehre, statt mit Geschichte und Politik, mit der in schneller Entwicklung begriffenen Wirtschaft selbst in Verbindung zu bringen. Das erschien mir bei dem immer verwickelter werdenden Wirtschaftsleben gleich wichtig für die praktische Wirtschaft wie für die Wirtschaftslehre zu sein. Beide mussten in enge Verbindung miteinander gebracht werden. Wie die Rechtswissenschaft hat die Volkswirtschaftslehre eine Doppelaufgabe; wie sie muss sie sich mit der Praxis wie mit der Lehre befassen.

In dieser Erkenntnis wandte ich mich noch einem dritten Lehrer zu. Es war Max Sering, der damals noch Professor an der Landwirtschaftlichen Hochschule war. Er galt gegenüber Schmoller und Wagner als Spezialist. Ein anderer Unterschied schien mir nicht minder charakteristisch zu sein: er war nicht Binnenländer. Er hatte Nordamerika bereist und sein Hauptwerk behandelte die nordamerikanische Getreidekonkurrenz. Er kannte also das Land meiner Kindheit, das bei mir, zumal im Unterbewusstsein, noch immer eine Rolle spielte. Ich bat daher um Aufnahme in sein Seminar, das auch den Vorzug hatte, klein zu sein; in ihm hoffte ich einen schon länger gehegten Wunsch erfüllen zu können. Er ging zurück auf den von Dr. Peez angeregten Mitteleuropa-Gedanken, der in Berlin besonders belebt war durch die viel beachtete anonyme Broschüre über dieses Thema, von der Schmoller mir verraten hatte, dass sie von einem Berater des Auswärtigen Amts, Constantin Rössler, verfasst sei. Um festen Boden unter die Füße zu bekommen, übernahm ich ein Referat über die Bände, die der Verein für Sozialpolitik gerade über die neueste Handelspolitik herausgegeben hatte. Das war keine einfache Aufgabe. Ich war mit meinem Versuch, die zu lösen, ebenso wenig zufrieden, wie mit meinem Wiener Referat über Ungarns Agrarpolitik; und ebenso erging es mir hier mit der an mein Referat sich anschließenden Besprechung. Ich hatte auf fördernde Kritik gehofft und erntete nur Beifall.

Die Freude am Studium wurde dadurch geschmälert, dass damals die Volkswirtschaftslehre schweren Kämpfen ausgesetzt war. Der Reichstagsabgeordnete Stumm, der gewiss auf seinem Gebiet als Unternehmer Verdienstvolles geleistet hat, war gegen Adolf Wagner in einer Weise vorgegangen, die alles beim Beginn der Sozialgesetzgebung erlebte übertraf; und ähnlich war Schmoller von einem mit Glücksgütern reich gesegneten Professor Kaufmann angegriffen worden. In einer Zeitung war beiden Professoren sogar vorgeworfen worden, sie bildeten die „Führer in den Barrikadenkämpfen der kommenden Revolution“ aus. Gleichzeitig wurden auch die Studenten bezichtigt, sich dem staatswissenschaftlichen Studium aus materiellen Beweggründen hinzugeben. Es war bedauerlich, dass die beiden Professoren, trotz der Angriffe mit einander in Fehde lagen.

Aus dieser Lage wuchs zu Ehren der angegriffenen Professoren der grösste und schönste Studenten-Kommers hervor, den ich in Berlin mitgemacht habe. Auf ihm sprachen ausser dem der theologischen Fakultät angehörigen Rektor, Professor Pfeleiderer, die Professoren Wagner, Schmoller, Gierke und Treitschke. Besonders Wagner, der als Ehrenmitglied das kecke Cerevis des Vereins deutscher Studenten trug, hielt eine Rede, die mich begeisterte. Seine kernigen und von Herzen kommenden Worte gipfelten in dem Satz: „Nicht ein Dank zu ernten, arbeiten wir, und es muss uns daher gleichgiltig sein, ob unser Wirken oben oder unten mehr oder minder günstig angesehen wird“. Seine Rede begleiteten Beifallsstürme der fast tausendköpfigen Zuhörerschaft; nicht minder eindrucksvoll war die lautlose Stille, mit der den Worten Treitschkes, der einen noch so grossen Lärm ja nicht bemerkt hätte, gelauscht wurde. Er wettete gegen die Unverantwortlichkeit der Abgeordneten, die unverantwortlich gebraucht werde, ohne dass man sich die Mühe gebe, die einfachsten Tatsachen festzustellen. Während Wagners Worten eine angestrengte Tätigkeit von Mund, Händen und Füßen gefolgt war, begann zum Schluss von Treitschkes Rede ein stilles, minutenlanges Schwenken von Taschentüchern. Der Höhepunkt des Ganzen aber war, als der Präsident des Kommerses den angegriffenen Professoren – dem „warmherzigen Patrioten“ Wagner und dem „Verfechter altpreussischer Tradition“ Schmoller – als Zeichen des Vertrauens und der Anhänglichkeit der

Studentenschaft zwei Adressen überreichte; den im Anschluss daran schüttelten sich beide Professoren unter stürmischem Jubel des Kommerses die Hände. Ich war nicht mehr immatrikuliert, empfand aber diese Feier als den erhabenen Abschluss meines studentischen Studiums.

Dieser Kommers mit den Tatsachen, die ihn veranlasst hatten, stellte mich, zumal da der Zeitpunkt meiner Wahlberechtigung herannahte, mit Nachdruck vor die Frage, wie ich mich als Vertreter einer Wissenschaft, die mit ihren Problemen in die Politik hineinragte, zu den politischen Parteien zu stellen habe, in denen sich wirtschaftliche und soziale Fragen immer mehr in den Vordergrund schoben; er erleichterte mir zugleich die Beantwortung. Es wurde mir klar, dass ein wissenschaftlicher Volkswirt nicht „Advokat einer Partei“ werden dürfe; er musste vielmehr bestrebt sein „Richter aller Parteien“ zu sein, oder zu werden. In dieser Einsicht bestärkte mich die weitere Entwicklung. Wohl habe ich später einmal geschwankt, ob ich in Solingen, dessen eigenartige organisierte Industrie mich zeitweise sehr interessiert hatte, die mir dringend angebotene Kandidatur der Deutschen Volkspartei für den Reichstag annehmen sollte. Als mich sehr viel später die deutschnationale Partei in Berlin an die Spitze ihrer Wahlliste stellen wollte, habe ich sogleich abgewinkt. Stets habe ich mir volle Selbständigkeit bewahrt und mich nur bereit gefunden, das eine oder andere Wirtschaftsproblem, mit dem ich mich beschäftigt hatte, zu erörtern, ob es sich um eine Rechtspartei oder Linkspartei handelte. So bin ich mit den Leitern der meisten Parteien bekannt geworden, bis dann allen solchen anregenden und vielleicht auch nützlichen Erörterungen 1933 ein Riegel vorgeschoben wurde.

Während meines Berliner Studiums war ich nicht mehr allein auf die Universität angewiesen. Ich hatte allmählich eine stattliche Zahl junger Männer kennen gelernt, die sich der Volkswirtschaftslehre nach beendetem Studium mit Eifer und Erfolg widmeten; es gelang mir jetzt auch, die Nester ausfindig zu machen, wo sie zusammenhockten. Damals ging unzweifelhaft in Berlin durch die jüngere Generation der Volkswirte eine Bewegung. Der Umschwung der Bismarckschen Politik Ende der siebziger Jahre war daran beteiligt; Handelspolitik wie Sozialpolitik waren jetzt erst bedeutsame Probleme geworden und erforderten geschulte Kräfte. Auch der Verein für Sozialpolitik unter Schmollers Leitung hatte seine Pforten jüngeren Mitgliedern geöffnet, und das Vorbild seiner Erwartungen war wirksam. So entstanden damals eine ganze Reihe neuer vereinsartiger Bildungen, in denen sich ein lebhafter Geist regte. Die grösste und bunteste Organisation dieser Art war die Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaften, die auf Professor Kohler zurückging. Sie vereinigte Juristen und Volkswirte aus allen Nationen, mehr als zehn Staaten waren in ihr vertreten. Gab auch die Gesellschaft eine Zeitschrift heraus, so war der Hauptzweck doch geselliger Art. Jede Sitzung wurde mit dem Absingen der Nationalhymnen aller vertretenen Länder begonnen, wobei die letzte Strophe, wenn die Sprache nicht, wie beim Chinesischen, allzu grosse Schwierigkeiten bereitete, von der ganzen Versammlung gesungen wurde. Es herrschte insbesondere zu Anfang, ein sehr netter Geist und viele angenehme und interessante Bekanntschaften wurden geschlossen. Auf die Dauer aber machte das Fehlen eines gemeinsamen höheren Zweckes sich geltend und der Schwung des Präsidenten erlahmte. Die Auflösung in kleine formlose Gruppen war ein natürlicher Vorgang.

Ganz anderen Halt hatte die Staatswissenschaftliche Gesellschaft. Sie wurde die kleine genannt zum Unterschied von der von Schmoller gegründeten, der ältere Männer in Amt und Würden angehörten. Von ihr hatte ich von verschiedenen Seiten gehört und im Winter 1892/3 wurde ich in sie

eingeführt. Ich war erstaunt über das hohe Niveau der hier gepflegten Verhandlungen. Sie wies aber auch unter ihren Mitgliedern einige auf, welche am Biertisch, bei der Studierlampe und in der Debatte eine solche Überlegenheit zeigten, dass man aus seines Nichts durchbohrendem Gefühl garnicht herauskam. Alle überragte Max Weber. Er stand damals – es war die Zeit als er sich gleichzeitig in zwei Fakultäten an der Berliner Universität habilitierte – auf den ersten, menschlich vielleicht bedeutendsten Höhepunkt seiner Entwicklung. Schon die Tatsache, dass er wenn er erschien, sich alsbald zwei Beefsteaks und zwei Maas Bier bestellte, schien mir anzudeuten, dass es sich hier um einen Menschen von einem Kaliber handelte, mit dem ein Vergleich für mich überhaupt nicht in Betracht kam. Ebenso zeichnete er sich im Gespräch und in der Debatte aus. Eine verblüffende Beschlagenheit auf fast allen Gebieten des neuzeitlichen Lebens verband sich mit einer bewundernswerten Beherrschung des Wortes und meist auch gewinnender Liebenswürdigkeit. Mir war noch kein jüngerer Mann begegnet, der mir einen ähnlichen Eindruck gemacht hatte. Und Max Weber stand nicht allein. Er war unzweifelhaft der Bedeutendste; aber um ihn gruppierte sich eine Schar von Persönlichkeiten, von denen fast jeder etwas Bemerkenswertes aufzuweisen hatte. Ob es mir je gelingen werde, in diesen Kreis hineinzuwachsen? Ich war darüber sehr im Zweifel. Umso mehr erfreute es mich, das ich aufgefordert wurde, auch an einer kleinen Tafelrunde teilzunehmen, die sich aus Mitgliedern der Staatswissenschaftlichen Vereinigung, die nur alle vierzehn Tage eine Sitzung abhielt, zusammensetzte und sich beim Glase Bier jeden Donnerstag versammelte. Zu seinen regelmässigen Mitgliedern gehörten ausser Max Weber und seinem Bruder Alfred, der damals bei der Acta Borussia tätige, spätere Berliner Professor Hintze, der später Präsident des preussischen Staatlichen Landesamts Evert, der Sekretär des Zentralverbandes Deutscher Industrieller Wilhelm Hirsch, der Syndikus der Diskonto-Gesellschaft Sattler und der merkwürdige Kenner der Kolonialwirtschaft Kärger. Ausserdem brachte Max Weber manchmal noch Bekannte, die nicht zur Vereinigung gehörten, mit wie Erich Marcks. Ich habe diesem Kreis mehr Förderung als irgend einem Seminar zu danken. Ihn empfand ich als eine Entschädigung für das ungemütliche Grosstadtleben.

Während ich so mit einer grossen Anzahl von jüngeren Nationalökonomen bekannt wurde, lernte ich allmählich im Verein für Sozialpolitik, dem ich 1892 als Mitglied beitrug, auch die älteren Herren kennen, unter denen Knapp und Bücher die markantesten Persönlichkeiten waren. Seit dem Erlass der grossen sozialpolitischen Gesetze Bismarcks, für die Vorarbeit geleistet zu haben ein dauernder Ruhm des Vereins für Sozialpolitik ist, war der Schwerpunkt der Arbeit vom Theoretiker auf den Praktiker übergegangen. Das spürten die jüngeren stärker als die älteren Herren. Ich war daher froh, als ich aufgefordert wurde, an den Abendzusammenkünften der „sozialpolitischen Assessoren“ teilzunehmen. Das war ein kleiner Kreis von in der Sozialpolitik praktisch tätigen Herren, die später alle verantwortungsvolle Stellen eingenommen haben. Auch in diesem Kreis kam ich mir sehr klein vor. Ich hörte hier zum ersten Mal von den vielen Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung grosser schöner Gedanken entgegenstellen, lernte aber auch den kräftigen Willen, aller solcher Schwierigkeiten Herr zu werden, kennen. Hier trat zuerst die Frage an mich heran, ob ich als Referendar bei der Justiz bleiben oder den Versuch machen sollte, in die preussische Verwaltung übernommen zu werden.

Waren alle diese Kreise, in die ich allmählich – ich weiss selbst nicht wie – hineinkam, für die geistige Entwicklung von Bedeutung, so kam doch auch das Gemüt nicht zu kurz. Eine ganze Schar alter

Freunde und Bekannter hatte sich in Berlin angesammelt. Ihr Mittelpunkt war das Bremer Brüderpaar Hampe – mein Freund Karl, der bekannte Historiker, und sein älterer Bruder, der Direktor am Germanischen Museum in Nürnberg wurde. Die Hauptanziehungskraft bildeten sie selbst, aber wichtig war auch, dass sie auf ihrer Bude ein Klavier, sogar ein gutes, hatten. Denn Karl Hampe war ein trefflicher Sänger, mit einem so reichen Repertoire, wie es selten vorkommen wird; und zu unserem Freundeskreis gehörte vor Allem auch der Bremer Meinardus, der Nachfolger des Geografen Hermann Wagner in Göttingen, des Bruders von Adolf Wagner, wurde. Die vielen schönen Abende, die mein Bruder und ich, und später ich allein, bei Hampes verlebten, stehen doch in der Erinnerung unter allem in Berlin Erlebten an erster Stelle. Der erste Teil jeder Abendzusammenkunft galt der Unterhaltung. Alles was das Herz und Geist bewegte oder bewegt hatte – Freuden und Sorgen, Arbeiten und Pläne, Bücher und Zeitereignisse – wurden besprochen, und dann kam der musikalische Teil. „Was wollt Ihr zuerst haben?“ Die einstimmige Antwort war meist: „Schwager Chronos“. Aber Karl Hampe führte uns auch ganze Opern vor; ehe ich Beethovens Neunte in der Darbietung von Hans von Bülow hörte, spielte Meinardus sie dort vor und gab sachverständige Erklärungen dazu. Auch Andere haben uns durch ihre Kunst oft erfreut. Zum festen Stamm der Abende kam immer der Eine oder Andere noch hinzu. Aber Alles baute sich auf dem festen Boden echter Freundschaft auf. Es war eine Geselligkeit, die hinter meinem Ideal nicht zurückblieb. Leider konnte sie nach dem Fortzug der beiden Hampes von Berlin in gleicher Vollendung nicht fortgeführt werden.

Die Freundschaften der Schüler dehnten sich zum Teil auch auf ihre Lehrer aus. So kam der Lehrer Karl Hampes, der mittelalterliche Historiker Scheffer-Boichorst hinzu, ein einsam lebender Junggeselle, dem seine Schüler mit ungewöhnlicher Liebe und Dankbarkeit angingen; er war in unserem Kreise ein fröhlicher Kamerad, der sich für Alles interessierte, was uns bewegte. Ihm gegenüber war Professor v. Richthofen der zurückhaltende Aristokrat. Er war kinderlos verheiratet und hatte in seiner schönen Wohnung schon durch weitverzweigte Verwandtschaft sowie durch die auf seinen grossen Reisen gewonnenen ausländischen Bekannten einen regen gesellschaftlichen Verkehr eigenen Gepräges; ernst und schweigsam, war er ein Mann von grosser Güte und ungewöhnlichem Weitblick. Ähnlich wie er die Geographie des Erdballs erfasste, schien es mir nötig zu sein, auch die Wirtschaft der ganzen Erde zu erfassen. In seinem Hause habe ich manchen bekannten Mann kennen gelernt, wie den Afrika-Reisenden Schweinfurth, den Asien-Reisenden Hedin, den Amerika-Reisenden Reis.

Auch hier, wie in Freiburg, München und Wien, fehlte nicht eine unmittelbare Beziehung zu meinem Vater. Ein Studienfreund von ihm, die „dicke Seele“ einst genannt, lebte jetzt als Privatbankier Bismarcks in Berlin und seine aus einer russischen Familie stammenden Gattin hatte in der Bellevue-Strasse eine Art politischen Salon, in dem die Hochfinanz und die Diplomatie verkehrten. Obwohl ich äusserlich gar nicht dazu ausgerüstet war, habe ich an den grossen Gesellschaften im Hause Bürgers verschiedentlich teilgenommen. Das interessierte mich, liess mich aber ein Gefühl der Ungemütlichkeit nie überwinden, so sehr ich auch die Gastgeber verehrte.

Der immer gehaltvoller werdende Verkehr mit einer schnell wachsenden Zahl junger Volkswirte hatte zur Folge, dass auch ich anfang, nicht nur als Referendar, sondern auch als Volkswirt angesehen zu werden. Das zeigte mir eine Anfrage, die ich durch Vermittlung Schmollers erhielt. Sie ging vom Börsenmakler aus, der sich in den Jahren des grossen Aufschwungs der Aktiengesellschaften ein stattliches

Vermögen erworben hatte. Er hatte zugleich ein offenes Auge für die Misstände der Zeit, ganz besonders das Wohnungselend in Berlin, das damals gerade anfang die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich zu ziehen. In seinem schönen von Messel erbauten Hause, das ich von Aussen schon durch meinen Bruder kennen gelernt hatte, setzte er mit grosser Beredsamkeit seine auf dem Gebiete gemeinnütziger Baugenossenschaften liegenden Bestrebungen auseinander. Für sie wünschte er meine Mitarbeit. So sehr ich danach streben musste, wirtschaftlich unabhängig zu werden, so konnte ich mich doch nicht dazu entschliessen. Denn die mir zugedachte Arbeit hätte sich mit meiner Referendartätigkeit kaum verbinden lassen, lag weit ab von meinen Zielen in der Volkswirtschaftslehre und erschien mir auch in sich wenig entwicklungsfähig zu sein.

Diese Anerbieten und seine Ablehnung veranlasste mich, noch einmal meine Berufsfrage gründlichst zu bedenken. Die juristische Berufstätigkeit hatte meinen jugendlichen Tatendrang nicht gestillt. Aber war das bei einem Volkswirt anders? Was war denn der grundlegende Unterschied von Volkswirtschaftslehre und Rechtswissenschaft?

Der Unterschied schien mir im Material beider Wissenschaften zu liegen. Für den Juristen ist das Material, an dem gedacht wird, bereits vermittelt. Es besteht in den meist in Gesetzen festgelegten Rechtssätzen, die das Leben regeln; was hinter ihnen liegt – die „Motive“ – interessiert wenig. Für den Volkswirt dagegen, sofern er nicht reiner Theoretiker werden will, ist die Beschaffung des Materials nicht weniger wichtig als seine Bearbeitung. Sie erfordert einen entwickelten Spürsinn. Je unmittelbarer aus dem Leben diese Beschaffung erfolgt, umso wertvoller ist sie; wer keine Anschauung vom Leben hat, ist in Gefahr, in die Irre zu gehen. Das schien mir das Besondere gegenüber fast allen anderen Zweigen der Geisteswissenschaften zu sein. Die Geschichtswissenschaft beispielsweise erfordert zwar auch Spürsinn und Anschauung, aber was sie sucht, ist bereits vermitteltes Material; sie schöpft nicht unmittelbar aus dem Leben. Ähnlich auch die Sprachwissenschaft. Das erschwert natürlich die Verständigung der Volkswirtschaftslehre mit diesen Wissenschaften. Die Ziele wie die Methoden sind verschieden.

Die Ablehnung dieses ersten Anerbietens bestärkte mich also in meinen Berufsplänen; und die Tatsache, dass man bei einer nicht unwichtigen Aufgabe trotz meiner Unreife an mich gedacht hatte, empfand ich als eine Bestätigung, dass es richtig gewesen war, meine Referendarszeit im Preussischen Kammergerichtsbezirk abzudienen. Ich hielt aber nach diesem Anerbieten ganz anders als bisher Ausschau, und bald öffneten sich auch neue Möglichkeiten, eine in meiner Vaterstadt. Dort wurde die Syndikusstelle an der Handelskammer frei. Die Aussicht, in die Vaterstadt und ins Mutterhaus zu kommen und gar in die Fusstapfen meines Vaters treten zu können, lockte mich; auch wirkte mit, dass sich das letzte Mal, als diese Stelle frei wurde, kein Geringerer als der bewunderte Max Weber um sie beworben hatte. Aber kaum war dieser Entschluss ausgeführt, da tauchte ein anderer Plan auf. Ich las in der Zeitung, dass Henry Villand, der aus der Pfalz stammte und als Achtzehnjähriger nach Amerika ausgewanderte Erbauer der Northern Pacific Railroad dem deutschen Reichskanzler eine grössere Summe für Stipendien zur Verfügung gestellt habe, um deutschen Ingenieuren den Besuch der Weltausstellung in Chicago zu ermöglichen. Ich sagte mir, ein grosser Unternehmer in den Vereinigten Staaten ist nicht kleinlich. Was er Ingenieuren zugedacht hat, wird auch für einen Nicht-Ingenieur zur Verfügung stehen, wenn er einen einleuchtenden Zweck von Bedeutung verfolgt. Ein solcher Zweck schien mir gegeben zu sein. Bei Erörterung über ein in Deutschland erstrebtes Börsengesetz war auch

auf amerikanische Getreidebörsen Bezug genommen worden, und dabei hatte sich herausgestellt, dass man über die amerikanischen Getreidebörsen sehr wenig im Klaren war. Hier das Dunkel aufzuhellen, schien mir eine wichtige Aufgabe zu sein. Ich wollte mich widmen, wenn es mir durch Bewilligung eines Stipendiums ermöglicht werden sollte, das Land, in dem ich einen Teil meiner Jugend verlebt hatte, wiederzusehen.

Indiesem Sinn machte ich eine Eingabe an den Reichskanzler, und war nicht wenig erfreut, als ich den Bescheid erhielt, dass mein Antrag genehmigt sei und mir für den angegebenen Zweck und den Besuch der Weltausstellung ein Stipendium von 2000 M. ausbezahlt werden würde.